Zeitschrift: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte = Société Suisse d'Histoire Economique et Sociale

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte

Band: 18 (2002)

Artikel: Neues in der Forschung zur spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Armut?

Autor: Dinges, Martin

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-871960

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Martin Dinges

Neues in der Forschung zur spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Armut?[1]

Im Call for Papers für die Tagung, aus der dieser Sammelband hervorgegangen ist, wurden bisherige Versuche, die langfristigen Entwicklungen des Themenfeldes Armut und Fürsorge «theoretisch» zu fassen, genannt: Krisenthese, Sozialdisziplinierungs- und Konfessionalisierungsparadigma. Ihnen ist gemeinsam, dass der Umgang mit Armut das Explanandum ist. Dies wird allgemeineren Entwicklungen zu- beziehungsweise nachgeordnet. So wird die Entstehung von Armenfürsorge und die zunehmende Repression von Armen als Folge der spätmittelalterlichen Krise konzeptualisiert; Fürsorgemassnahmen werden als Teilaspekt der frühmodernen Obrigkeits- und späteren Staatsentstehung oder als Ausdruck der wachsenden konfessionellen Konkurrenz gedeutet. Institutionalisierung sowie der tendenziell repressive Charakter von Fürsorge sind in allen drei Konzeptualisierungen Hauptgegenstand des Interesses und normative Implikation; ausserdem enthalten diese Ansätze Aussagen über längerfristige, zielgerichtete historische Entwicklungen.

In dem folgenden Forschungsreferat möchte ich zeigen, wie sich die Forschung zur Armut während der letzten fünfzehn Jahre ansatzweise von den einschränkenden Wirkungen der genannten Paradigmata befreit hat. Die folgenden Schwerpunkte und Arbeiten sind deshalb danach ausgewählt, inwieweit sie weiterführende Fragestellungen, insbesondere in methodisch innovativer Weise aufgreifen.[2] Der Schwerpunkt liegt trotzdem auf deutschsprachiger oder Literatur zu deutschsprachigen Ländern.

Armutsdefinition und Armutsbilder

Die bekannten Schwierigkeiten der Definition von Armut haben sich nicht verringert. Gerade die wenigen neueren semantischen Untersuchungen zum Deutschen und Französischen haben eher noch die Vielfalt der Bezüge von Armut

unterstrichen.[3] Deshalb möchte ich den Vorschlag in Erinnerung rufen, zwischen Armut und Bedürftigkeit zu unterscheiden. Armut ist demnach eine Lebenslage, in der man am Existenzminimum noch ohne fremde Hilfe überlebt. In normalen Zeiten können Arme ihre Subsistenz sicherstellen, bei Verlust der Erwerbstätigkeit, bei besonders hohem oder niedrigem Alter, bei Krankheit oder Invalidität sowie in allgemeinen Krisenzeiten sind sie schnell vom Absinken in die Bedürftigkeit bedroht. Arme versuchen durch Selbsthilfe, nicht bedürftig zu werden. Selbsthilfe ist deshalb die wichtigste Strategie, Armut zu bekämpfen.

Bedürftig wird jemand, wenn er zumindest teilweise von Fremdhilfe abhängt. Bedürftigkeit ist oft ein vorübergehendes Phänomen. Dies spricht gegen ein statisches Bild von Armut, das an bestimmten, zumeist ökonomisch definierten Kriterien festgemacht wird.

Seit Ende der 1980er-Jahre sind geschlechtergeschichtliche Überlegungen zur Armut einer der wichtigsten Beiträge zur Erneuerung des Feldes.[4] Mit der Genderdebatte wurde die ältere Reflexion über die Fassbarkeit von Armut zugespitzt. War man sich auch früher klar darüber, dass Armut für Historiker immer nur das ist, was in den Quellen als solche definiert wird – also zum Beispiel Steuerarmut oder von einer Institution «bekämpfte» Armut –, so hat die Genderdebatte darüber hinaus geschlechtsspezifische Verzerrungen des Armutsbildes herausgearbeitet. Wir sind uns deshalb heute wesentlich weniger sicher, ob die vielfach unterstützten Witwen und Waisen tatsächlich so viel bedürftiger waren als andere Gruppen von Frauen beziehungsweise ob sie wesentlich bedürftiger als die Männer und Witwer in der gleichen Lage waren. Nicht nur amerikanische Historikerinnen hegen den Verdacht, dass hier die paternalistische Fürsorgeabsicht auch das Bild vom schwächeren Weibe stabilisieren wollte.[5] Ich füge hinzu, dass sich diese Fürsorgepräferenzen gegen die männlichen Geschlechtsgenossen gerichtet haben könnten. Diese Diskussion ist offen – und es wird schwer zu entscheiden sein, ob Frauen tatsächlich zwei Drittel aller Bedürftigen stellten.[6] Die Genderdebatte hat jedenfalls unser Gespür für die Konstruiertheit von Armutslagen geschärft.

Damit wird die Macht gesellschaftlicher Vorstellungen von Armut erkennbar. Deren praktische, diskursive und rituelle Einübung innerhalb der Londoner Stadtgesellschaft des 13. Jahrhunderts hat Rexroth beispielhaft beschrieben.[7] Schon nach der zweiten Pestwelle entstand dort das komplette Muster zur Diskriminierung der Armen. Im «Milieu der Nacht» wurden spezifische Zuschreibungen wie die Gewaltbereitschaft, sexuelle Freizügigkeit und die Arbeitsscheu zu einem Stereotyp zusammengefasst, das in dieser Vollständigkeit ein Produkt von Ausgrenzungsbedürfnissen einer politisch noch nicht gesicherten Obrigkeit ist. Die Schamhaftigkeit «guter» Armer war das Korrelat zur «Schamlosigkeit» ausgegrenzter Randgruppen.

In diesem Zusammenhang ist auf die weiterbestehende Forschungslücke der bildlichen Dar- und Vorstellungen hinzuweisen. Auch eine neuere Frankfurter Dissertation kommt nicht weit über eine Deskription der spätmittelalterlichen Tafelbilder hinaus.[8] In Publikationen zur Geschichte der Armut werden Abbildungen zwar illustrativ eingesetzt, es fehlt aber an einer neueren Untersuchung, die Veränderungen der Armutsrepräsentation auf der Basis eines Quellenkorpus systematisch verfolgt. Von einer Mediengeschichte der Armutsdarstellung sind wir noch weiter entfernt. Insgesamt setzt die Forschung zu einseitig auf sprachliche Texte, ignoriert aber – bis auf Impressionen – die zeitgenössische Bildwelt.

Armutsursachen

Demgegenüber fühlten sich Historiker bei den als handfeste «Realitäten» geltenden Armutsursachen schon immer viel sicherer. Unstreitig ist weiterhin, dass Armut als Ergebnis einer ungünstigen Konstellation von Geschlecht, Arbeitsfähigkeit, Arbeitsplatz und Arbeitsmöglichkeit entsteht.[9] Einmalige Ereignisse wie Raub oder Brand sind weniger wichtig als die lebenszyklischen Ursachen, die Frauen und Männer weitgehend ähnlich betreffen, allerdings wegen des unterschiedlichen Heiratsalters teilweise mit einigen Jahren Verzögerung.[10] Das Verarmungsrisiko ist bei Kindern, in den ersten Ehejahren und bei alternden Menschen besonders hoch. Ungewollte Schwangerschaften waren ein zusätzliches erhebliches Armutsrisiko für Frauen. Daneben sind als strukturelle Armutsursachen die ökonomischen Zyklen insbesondere als Ursache für Unterbeschäftigung fundamental.

In den letzten Jahren wurde die grosse Bedeutung von Krankheiten als Verarmungsursache genauer erforscht.[11] Dabei wurde zum Beispiel der Zusammenhang von Erkrankungen mit dem Lebenszyklus erkennbar.[12] Mittlerweile gibt es Forschung zu kranken Kindern in Spitälern[13] und zu Krankheitserfahrungen in Egodokumenten – die wegen ihrer sozial eher exklusiven Herkunft in der frühen Neuzeit allerdings nur selten direkt auf Armutserfahrungen verweisen.[14] Allerdings fehlen umfassende Untersuchungen zur Berufsinvalidität in der frühen Neuzeit sowie zu den Armutsfolgen von Kriegsverletzungen.[15] Die wenigen Arbeiten zu Invalidenspitälern können diese Lücken nicht füllen. Viele Quellen – von den mittelalterlichen Mirakelbüchern bis zu den Armenlisten des Vormärz – zeigen, dass Krankheit oft der entscheidende Schritt in die Bedürftigkeit war.

Ansonsten sind hinsichtlich der Armutsursachen die Zeiten der statistischen Sicherheiten zu Massenarmut, mehr oder weniger kompressiblen Anteilen der Haushaltsausgaben etc. vorbei. Gegen den Optimismus jener Jahre brachte Groebner die Kritik auf den Punkt: «Ein grossflächiger statistischer Ansatz, der

mit hochgerechneten Jahreseinkommen und mehrjährig gleitenden Durchschnittspreisen arbeitet, wird einer solchen stark saisonabhängigen Ökonomie nicht gerecht: Bei der Berechnung mehrjähriger Jahresdurchschnitte ebnet er die heftigen Bewegungen der Preise und der Einkommen ein und bringt sie zum Verschwinden. Damit gerät aber ein […] prägendes Element spätmittelalterlicher Wirtschaftsrealität überhaupt ausser Sicht, nämlich die Prekarität und Instabilität der Lebens- und Einkommensverhältnisse. Es sind gerade die Wechsellagen der städtischen Ökonomie, die den Beziehern kleiner Einkommen eine besondere ökonomische Logik aufzwingen.»[16] Man wird deshalb mit der Aporie leben müssen, dass die Entwicklung der Armut in Spätmittelalter und früher Neuzeit schwerlich auf dem Niveau gehobener historischer Statistik zu fassen ist. Groebner empfiehlt als Ausweg, den Verhaltenslogiken nachzuspüren, mit denen die Betroffenen Armut bewältigten.

Leben in Armut, Selbsthilfe und Überlebensstrategien

Groebner selbst hat am Beispiel Nürnbergs im ausgehenden 15. Jahrhundert unser Wissen um die «Erfahrungen der arbeitenden Stadtarmut» entscheidend erweitert. Zugang zu Silber- und Goldmünzen, die dauerhaft wertbeständig waren, hatten die Betroffenen nicht.[17] Da sie nur schlechtes Geld für den alsbaldigen Verbrauch hatten, waren die Sachwerte entscheidend für die Thesaurierung; ausserdem verflüssigte man sie in jeder Notlage. Unstetheit war das Hauptkennzeichen der Arbeitsbeziehungen: Doppel«berufs»tätigkeiten, Mehrfachtätigkeiten und Winterarbeit waren üblich. Gleiches galt auf dem Land wie etwa Schnyder-Burghartz für die Basler Landschaft um 1700 gezeigt hat. Er deutet dies unter dem Gesichtspunkt der bewussten Risikominderung treffend so: «Für Angehörige der Unterschicht war es sinnvoll und ergab sich zugleich aus ihrer permanenten Unterbeschäftigung(-sgefahr), ihre ökonomischen Aktivitäten auf möglichst verschiedene Bereiche auszudehnen, so dass ein Ausfall in einem Bereich einen relativ kleineren Mangel erzeugte und das Risiko grösseren Mangels vermieden oder verkleinert werden konnte.»[18]

Der Lohn in Nürnberg schwankte stark, war kompliziert unter anderem aus Naturalleistungen oder Kleidergaben zusammengesetzt, die als wesentlicher Lohnanteil zu betrachten sind. Die Verpfändung von Arbeitsgerät und Kleidung – manchmal auch von zur Bearbeitung überlassenem Material – waren notwendige Taktiken, um sich über Teuerungskrisen zu retten.[19] Ansehnliche Kleidung war nicht nur Voraussetzung für viele Arbeitsverhältnisse, sie wies den Träger auch als ökonomisch erfolgreich aus, denn sie zeigte, dass er das gute Stück – bisher – noch nicht versetzen musste. Damit werden symbolische Dimensionen der

Armutsökonomie erkennbar, die sich genauso im vormärzlichen Berlin wiederfinden.

Der entscheidende Schritt von der Armut in die Bedürftigkeit wird oft durch Krankheit ausgelöst. Deshalb ist eine Untersuchung zu den Selbsthilfenetzwerken von armen Frauen im Paris der 1280er-Jahre besonders interessant: Sie zeigt erstens, dass auch für wesentlich frühere Zeiten Selbsthilfestrategien erforschbar sind. Zweitens erschliesst sie der Armutsforschung mit den Mirakelbüchern eine wohl bekannte Quelle neu, die entsprechend kontextualisiert zu wichtigen Erkenntnissen führt. Farmer nennt vier Selbsthilfenetze – familiären und ausserfamiliären Beistand, Beginenzusammenschlüsse, Arbeitsbeziehungen, Nachbarschaft beziehungsweise Gemeinde – und als einzige Fremdhilfeform die karitativen Institutionen. Bereits für das ausgehende 13. Jahrhundert sind sämtliche gegenseitigen Hilfen – unter Geschwistern und zwischen Eheleuten, zwischen Eltern und Kindern, Arbeitgebern und Bediensteten, Meistern und Gesellen, Nachbarn und Zunftgenossen – nachweisbar.[20] Diese Beziehungen können sich teilweise gegenseitig ersetzen,[21] ansonsten ergänzen und überlagern. Dementsprechend kam es weniger darauf an, in bestimmten Wohn- oder zum Beispiel handwerklichen Arbeitsverhältnissen zu leben, als vielmehr, eine gewisse Anzahl solcher Beziehungen aktualisieren zu können, denn sie alle leisteten Ähnliches.[22] Dieses «Sozialkapital» konnte einen Armen über besondere Notlagen retten. Die Handwerker hatten durch Zünfte etc. lediglich zusätzliches «Sozialkapital», das aber nicht überschätzt werden sollte.

An den von Farmer beobachteten Selbsthilfenetzen ist besonders wichtig, dass diese auch bei Migrantinnen – und zwar sowohl am Zuwanderungsort Paris als auch durch Rückkoppelung mit dem Herkunftsort – tragfähig waren, zum Beispiel bei der Pflege im länger dauernden Krankheitsfall oder bei der Aufnahme Bedürftiger in einen anderen Migrantenhaushalt. Was anhand von Florentiner und Londoner Steuerrollen schon lange zu ahnen war, lässt sich anhand der Mirakelbücher nun als Selbsthilfepraxis explizit belegen.

Farmer fasst ihre nach Geschlechtern differenzierten Ergebnisse wie folgt zusammen: «Männer wurden viel häufiger von Gilden unterstützt als Frauen, beide wurden aber gelegentlich von den Arbeitgebern unterstützt, bei denen sie wohnten. Obwohl insbesondere alleinstehende Frauen häufiger als solche Männer Objekt karitativer Hilfen bis zur Gründung von Spezialeinrichtungen waren, halfen derartige Institutionen letztlich nur unzureichend den alleinstehenden und verwitweten Frauen. Alleinstehende oder verwitwete Wohngenossinnen (compagnions) scheinen sich eher während langdauernder Krankheiten gegenseitig geholfen zu haben als alleinstehende oder verwitwete Gesellen. Verheiratung mit Handwerksmeistern und Kaufleuten verschaffte diesen Frauen Vorteile gegenüber einer Singleexistenz; das gilt aber in der Regel nicht für die Heirat unter

arbeitenden Armen. Alleinstehenden Frauen konnte es besser gehen, während verheiratete nicht selten zur Erhöhung des Haushaltseinkommens betteln mussten. Alleinstehende Frauen waren ausserdem keineswegs isoliert, etliche hatten Freundinnen, auf die sie sich im Krankheitsfall verlassen konnten.»[23] Bemerkenswert ist, dass alleinlebende Personen keineswegs ohne Netze gegenseitiger Hilfe waren. Eheschliessung war nur unter sehr eingeschränkten Bedingungen für Frauen ein sicherer Weg zur «Versorgung».[24] Geschlechtergeschichtlich wäre anzumerken, dass sie für Männer eine ähnlich wichtige Vorsorgestrategie sein konnte; das gilt ganz sicher für die Wiederverheiratung von Witwern. Mancher erklärt sie explizit als Haushaltsstrategie.[25] Ansonsten ist das oft längerfristige Zusammenleben ohne formelle Eheschliessung ein Muster armer Paare, das sich über die Jahrhunderte verfolgen lässt.[26] Dabei konnten die Interessen besser verdienender Frauen oder Männer gegenüber ihren schlechter verdienenden Partnern ebenso im Vordergrund stehen wie der gemeinsame Wunsch, Kosten für die Formalitäten und Festivitäten zu sparen. Auch deshalb ist Signori zuzustimmen, dass man das Modell bürgerlicher Paar- und Familienvorstellungen nicht zu schnell als Zentrum einer Normalität definieren soll, der gegenüber die Alleinlebenden oder Kinderlosen dann Abweichungen sind, die vorschnell als minderwertig erscheinen könnten.[27]

Die Pariser Ergebnisse sind schliesslich deshalb so bedeutsam, da diese Stadt für 100 000 Arme, die im Lebenszyklus immer wieder bedürftig werden konnten, vor dem Jahr 1300 höchstens 1000 bis 1200 Plätze in allen Institutionen anbot. Es zeigt sich daran erneut sehr deutlich, dass sich Armutsforschung vorrangig mit diesen Selbsthilfemustern zu befassen hätte, wenn sie verstehen will, wie die Zeitgenossen das Problem Armut lösten.[28]

Für England sind darüber hinaus die Reaktionsweisen armer Haushalte unter den Zwängen der Subsistenzökonomie insgesamt besser erforscht. Dort gaben Personen nach Verwitwung oder bei Arbeitslosigkeit ihren eigenen Haushalt nicht selten auf und zogen zu ihren Verwandten, um so eine als vorübergehend erachtete Partner- oder Arbeitslosigkeit zu überbrücken. Auch der Wechsel aus der Stadt auf das Land oder umgekehrt war offenbar viel verbreiteter, als bisher angenommen. Jedenfalls legen die Daten aus der Analyse von Vermietungen und dem Wechsel von Bewohnern diesen Schluss nahe. Ausserdem verweisen sie auf eine hohe innerstädtische Mobilität, die nicht zuletzt ein Mittel sein konnte, nicht mehr bezahlbaren Mietschulden zu entfliehen und das eigene Budget zu entlasten.

Grossräumige Spekulationen wurden über die Wirkung von Haushaltssystemen auf die Sicherung gegen Bedürftigkeit angestellt. Die Entwicklung von Kernfamilien soll angeblich die Chancen der Nichtverheirateten oder Alten entscheidend verschlechtert (Laslett) haben. Das scheint nach dem neuesten Stand der Forschung nicht mehr zuzutreffen, da Alleinlebende keineswegs Hilflose waren.

Demnach ist auch die Vorstellung, dass die in Südeuropa üblicheren, zum Beispiel mit unverheirateten Geschwistern erweiterten Haushalte sowie die Dreigenerationenhaushalte eine höhere Selbsthilfefähigkeit erbracht hätten, unzutreffend.[29] So integrierten ländliche arme Haushalte in Essex am Ende der frühen Neuzeit alleinlebende Grossmütter: Die genaue demographische Betrachtung erweist, dass hier offensichtlich Selbsthilfestrategien wirksam wurden, so dass die alten Grossmütter praktisch nie allein wohnen mussten.[30] Die ärmsten Haushalte waren in Essex etwas grösser als die wohlhabenderen und folgten häufiger einem Mehrgenerationenmuster: Nicht die Haushaltsgrösse determiniert also Selbsthilfepotentiale, sondern umgekehrt führen Selbsthilfestrategien zu veränderten Haushaltsgrössen.

Selbst eine einfache demographische Untersuchung des prokreativen Verhaltens armer Ehepaare nach Pest- oder anderen Seuchenzügen – wie im 17. Jahrhundert in Basel[31] – zeigt, dass die armen Haushalte vorsorgend die Familienentwicklung planten: Ihre Kinderzahl blieb in einem vernünftigen Verhältnis zu ihren materiellen Ressourcen. Die pestbedingte Bereicherung durch Erbschaften regte zwar die Oberschichten zur Radikalisierung armenfeindlicher Diskurse an, die Betroffenen hingegen behielten selbst im Bett offenbar kühlen Kopf.

Die englischsprachige Forschung hat intensiv die Frage nach der Möglichkeit von Solidaritäten unter den Armen diskutiert, um Tendenzen zur Sozialromantik entgegenzutreten. Zu Recht wird darauf hingewiesen, dass die wichtige sozialgeschichtliche Erkenntnis der internen Spannungen, zum Beispiel im Dorf, nicht vergessen werden sollte. Immerhin spricht aber der Befund, dass Verwandte sich bei Grundstücksverkäufen gegenseitig begünstigten, für Solidarität innerhalb weiterer Familienverbände.[32] Warum sollten dann nicht andere, der Vermeidung von Bedürftigkeit geltende Solidaritäten existieren?

Ausgangspunkt der englischen Diskussion waren die so genannten Helpbeers, also Feste, bei denen vom Absinken in die Bedürftigkeit Betroffene Bier brauten, alle Freunde einluden und diesen das Bier zu überhöhten Preisen verkauften. Allen Beteiligten war klar, dass dies eine Wohltätigkeitsveranstaltung für den Einladenden war, dem die Erträge zufliessen sollten. Dieser konnte sicher kein ganz Armer sein – gleichwohl scheint es sich hier um eine der sozialen Praktiken zu handeln, die dem Überschreiten der Bedürftigkeitsgrenze erfolgreich gegensteuern konnten.[33] Im Kern trugen die Zeitgenossen der Tatsache Rechnung, dass «poverty is a permanent condition for some and a periodic problem for many».[34] Der Solidarisierungseffekt innerhalb einer sozialen Gemeinschaft ist wohl unstreitig – und die Helpbeers sind in vielen Gegenden nachweisbar. Das Beispiel ist eine der denkbaren Antworten auf die Frage nach Solidaritäten. Aufgabe der Forschung wäre es, solche Spuren in den Quellen zu entdecken und ihnen nachzugehen: Was zunächst unscheinbar als Strafzahlung für nicht beim Bannherrn gebrautes Bier in

entsprechenden Registern auftauchte, erwies sich bei näherem Hinsehen als sozialgeschichtlich höchst interessante Form der präventiven Selbsthilfe.
Dank der präziseren Kenntnis der Leistungen des Haushaltes für die Armutsbewältigung werden nun in zwei Richtungen neue Probleme aufgeworfen: Einerseits werden nicht nur Strategien *der* Haushalte – als Einheiten –, sondern auch von einzelnen Personen *in* Haushalten genauer beachtet: Zum Beispiel können ein arbeitsfähiger Jugendlicher oder ein anspruchsberechtigter Mann sehr wohl den Haushalt verlassen und nichts mehr zum gemeinsamen Budget beitragen, wenn es ihnen nutzt. Dann verändert sich die bisherige Einheit Haushalt. So erweist sich die zunächst vorausgesetzte demographische Einheit Haushalt als durchaus verhandelbar.[35]
In den Überlegungen zur Selbsthilfe wurde immer wieder auf einzelne Gruppen von Armen hingewiesen. Etliche der dazu in den letzten Jahren entstandenen Studien arbeiteten die Handlungsmöglichkeiten der historischen Subjekte heraus. Das gilt – wie oben gezeigt – für Frauen, die alleinstehenden Frauen sowie die Witwen oder Kinder.[36] Dabei werden geschlechtsspezifisch unterschiedliche Chancen der Armutsbewältigung von Jungen und Mädchen sichtbar.[37] Die ältere Tendenz zu einem gewissen Ökonomismus der Armutsforschung ist durch die genauere Beachtung der geschlechtsspezifischen und der Lebenslaufrisiken weitgehend ersetzt worden.
Bettel war oft die einzige verbleibende Selbsthilfestrategie. Die Grenzen zwischen den verschiedenen Formen sind fliessend. Kranken- und Rekonvaleszenzbettel verweisen noch auf Krankheit, Ankunfts-, Saison- und arbeitsmarktbedingter Bettel auf Unterbeschäftigung, etataufbessernder oder Überbrückungsbettel auf vorübergehende Knappheiten, die allerdings über den temporären schliesslich zum permanenten Bettel führen können.[38] Man sieht bereits an diesen verschiedenen Bettelformen, wie selbstverständlich das Betteln als Zusatzverdienst genutzt werden musste, so dass wohl bis in das 19. Jahrhundert zu Recht eine weitgehend akzeptierte Bettelkultur festgestellt wurde. Dies stand nicht nur in Berlin im Gegensatz zu den seit Jahrhunderten geltenden Bettelverboten, die offenbar weitgehend wirkungslos waren.[39]
Dank der parallelen Auswertung der Wiener Bettelregister und Stattzeichnerbücher durch Bräuer ist der Bettel nun für das letzte Drittel des 17. Jahrhunderts wesentlich besser erforscht.[40] Naheliegenderweise betonen die Antragsteller ihre zumeist altersbedingten Gebrechen, denn die Bettelzeichen sollten vorrangig unter dieser Bedingung erteilt werden. So sind hier die Werte von über 40% für beide Geschlechter erwartbar.[41] Demgegenüber sind die entsprechenden Angaben in 1500 Verhörprotokollen festgenommener Bettler wesentlich niedriger. Krankheit war einfach kein vorrangiges Thema für den verhörenden Spitalmitarbeiter. Dieser wollte vielmehr wissen, warum die Gefassten bettelten, statt zu arbeiten. Die

Bettler und Bettlerinnen erläuterten ihre Notlage, Lebenskrisen und Scheitern, Arbeitslosigkeit und zerbrochene Hoffnungen. Auffallend ist insgesamt der hohe Anteil sehr alter Bettler, der die grosse Bedeutung des nach dem 40. Lebensjahr sinkenden Einkommens der meisten Ärmeren bestätigt.[42] Für Frauen beginnt dieser Abstieg in den Bettel durchschnittlich etwas früher als für Männer. Zum Migrationsverhalten bestätigt sich, dass viele Bettler immer wieder Versuche unternahmen, sesshaft zu werden. Auch hierin zeigt sich der häufige Wechsel von Einzelpersonen oder Familien zwischen «arbeitender Armut» und Bedürftigkeit. Rückkopplungen an die Heimatorte und Herkunftsfamilien sind – wie schon Schindler zeigte – nicht selten.[43] Schliesslich gibt es in den Städten mehr als einen Haushalt, der den Bettlern Unterschlupf und teilweise Sesshaftigkeit bot. Das stand im krassen Widerspruch zu geltenden Bettelmandaten und war gelegentlich durchaus mit kleinkriminellen Machenschaften verbunden.[44]

Für die «Innenseite der Armutserfahrung» sind wir nicht mehr ausschliesslich darauf angewiesen, aus den Praktiken der Betroffenen Rückschlüsse zu ziehen oder retrospektiv die deprivatorischen Aspekte der Armutserfahrung zu extrapolieren.[45] Was der Schweizer Student Grunholzer in teilnehmender Beobachtung im Gespräch mit den von ihm besuchten Bewohnern des Berliner Voigtlandes über deren Selbstwahrnehmung um 1840 erfahren konnte, geben zwar weder die Selbstzeugnisse noch die Suppliken – selbst des späten 18. Jahrhunderts – her.[46] Gleichwohl sind Gesuche um Unterstützung Texte, die auch dann die Meinung und Interessen der Betroffenen artikulieren, wenn sie gezielt auf die Empfänger hin formuliert sind. Schliesslich müssten sie ganz offensichtlich plausibel sein. Man wird deshalb solche Aussagen nicht nur auf die diskursprägenden Wirkungen der Verhörsituation zurückführen können, in der bestimmte Selbstdeutungen geboten waren.

Die Wiener Bettler machen in ihren Verhöräusserungen sehr deutlich, dass sie aus Not gezwungen waren zu betteln. Arbeitswilligkeit wird also bei der Mehrheit der Bettler zu unterstellen sein. Die eigene Lage wurde als aufgezwungen empfunden. Erforschte Einzelfälle differenzieren diesen Befund zusätzlich.[47] Insgesamt belegt die jüngere Forschung eindrucksvoll, dass es sich lohnt, vom Studium der Armut zum Studium der Selbsthilfestrategien beziehungsweise -taktiken der Armen überzugehen.

Organisierte Selbsthilfe

Wegen ihrer quellenmässig leichteren Erforschbarkeit ist organisierte Selbsthilfe seit langem besser untersucht. Schulz hat für die oberrheinischen Handwerker ein Entwicklungsmodell gezeichnet, nach dem im 15. Jahrhundert die Zunftmitglieder

im Krankheitsfall lediglich als Kredit eine Art Zusatzversorgung erhielten. Diese sollte immer subsidiär gegenüber der Versorgung im eigenen oder Meisterhaushalt sein. Erst um ca. 1500 seien die Gesellen – zunächst bestimmter Berufsgruppen – gezielter auf die örtlichen Spitäler zugegangen, um sich dort Betten für den Krankheitsfall zu sichern. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts scheint Ernüchterung hinsichtlich der tatsächlich zu erwartenden Spitalleistungen eingetreten zu sein, so dass auch die Spitalbruderschaften weniger attraktiv wurden.[48]
In Sachsen wurden im 17. Jahrhundert die immer aufwendigeren Beerdigungssitten zu einer zusätzlichen Verarmungsursache. Durch entsprechende Leichen- und Sterbekassen versuchten die Gesellen, dies aufzufangen.[49] Hier reagierten also Unterschichtsangehörige selbst organisiert auf die Anforderungen eines Konsummodells, das auch von ihnen mehr sichtbaren Aufwand verlangte, um die eigene ehrbare Stellung in der Gesellschaft zu verteidigen. Das Beispiel ist gleichzeitig ein weiterer Hinweis auf die «Modernisierung» der Armut in der frühen Neuzeit: Drückten schon steigende Abgaben des entstehenden frühmodernen Staates auf die ländlichen Unterschichten, so hatten die städtischen Armen zusätzlich den Finanzdruck des demonstrativen Aufwands aufzufangen, der die Ständegesellschaft symbolisch stabilisieren sollte.[50]
Bruderschaften mit karitativen Zielen waren insbesondere in den romanischen Mittelmeerländern wichtig bei der Armutsbekämpfung.[51] Ihre Leistungsfähigkeit in der Fürsorge und ihre Fähigkeit zur Anpassung an neue Armutslagen zum Beispiel nach Seuchenzügen lassen sich für viele Städte seit dem 13. Jahrhundert zeigen.[52] Während der frühen Neuzeit relativiert der Ausbau des Spitalwesens die Bedeutung der Bruderschaften. Auffallend ist die zeitliche Parallelität der gegenreformatorischen Renaissance katholischer Bruderschaften und der Gründung handwerklicher Leichen- und Sterbekassen in protestantischen Städten im 17. Jahrhundert.[53] Beide kollektiven Selbsthilfeformen entwickeln ein mittelalterliches Erbe weiter, allerdings mit wesentlich geringerer Reichweite bei den Gesellenkassen.

Stiftungen und private Wohltätigkeit

Stiftungen und private Wohltätigkeit gelten nicht nur als ein Mittel, der Armut entgegenzutreten, sondern ihre Analyse ist auch ein Schlüssel zu den kollektiven Mentalitäten. Der vielschichtige religiöse Kontext ist kürzlich für die spätmittelalterliche Hansestadt Stralsund untersucht worden.[54] Die Vielfalt der Stiftungszwecke, Leistungen und Zielgruppen zeigen Forschungen zu Osnabrück und Köln für das Spätmittelalter sowie für Münster auch während der frühen Neuzeit.[55]
Ein Vergleich von über 4000 Testamenten aus sechs Städten Mittelitaliens

erbrachte, dass sich die Einstellung zur Armut erst nach dem zweiten Pestzug, also ab 1363, in allen untersuchten Städten in die gleiche Richtung ändert.[56] Überall konzentrieren sich erstens die früher weit gestreuten milden Gaben auf Aussteuerstiftungen. Zweitens sollten die grösseren Einzelgaben nunmehr die Erinnerung an den Stifter besser sicherstellen als bisher. Entscheidend für diese Entwicklung war die stärkere Orientierung an männlicher Erbfolge und entsprechendem Familiendenken.

Für Deutschland existieren nur Studien zu einzelnen Städten. Klosterberg hat für das spätmittelalterliche Köln anhand geschickt ausgewählter Stichproben das Stiftungsverhalten von Männern und Frauen, Laien und Klerikern für die Zeit von 1250–1500 verglichen.[57] Danach enthielten im 14. Jahrhundert ca. zwei Drittel aller Testamente karitative Stiftungen, wobei die Kleriker etwas grosszügiger sein konnten. Im 15. Jahrhundert sinkt die Gebebereitschaft beider Gruppen stetig, um 1500 fällt sie massiv. Laien bevorzugen zunehmend die offene Armenfürsorge und die Hausarmen, während Kleriker den – oft kirchlich geleiteten – Hospitälern länger treu bleiben. Im Unterschied zu Italien werden erst im 15. Jahrhundert die Stiftungen gezielter. Diese langfristigen Trends zeigen den Zusammenhang zwischen der gesellschaftlichen Position des Stifters und den begünstigten Gruppen mit der Pfarrgemeinde sowie der Verwaltungsform der Institution. Um 1550 überholen in Münster in Westfalen die Armen als Empfängergruppe alle anderen frommen Zwecke; auch werden nun Personen gegenüber Institutionen bevorzugt.[58] Um 1570 konzentriert man sich bei Legaten stärker auf die Armen des eigenen Kirchspiels. Dieses Muster ist gleichzeitigen Trends in Bordeaux sehr ähnlich.[59] Bedauerlicherweise fehlen ansonsten Studien auf gleichem methodischen Niveau für das frühneuzeitliche Deutschland.[60] Für Frankreich oder Italien zeigt die wesentlich bessere Forschungslage, dass solche Trends sich in den drei Jahrhunderten bis 1800 mehrfach ändern konnten.[61] Auch lassen diese Forschungen Rückschlüsse auf die Einstellung der Bürgerschaft zur Armenpolitik zu, die nach wie vor unzureichend erforscht ist. Die neuere Forschung verknüpft Stiftungen für die Armen also differenzierter mit den wandelbaren Interessenlagen der Stifter. International steht derzeit weniger die Frage nach den Leistungen für die Bedürftigen im Vordergrund als das Problem: Was nützt die Stiftung den Stiftenden? Der entscheidende historische Bruch in der Memorialfunktion der Stiftungen scheint weniger die Reformation zu sein, die lediglich die Begründungen ändert, als die Intervention aufklärerischer Stadtverwaltungen oder säkularisierender Territorialherrschaften, die eigenmächtig die Zwecke verschieben.[62]

Nachfrage nach Fürsorgeleistungen

Die Nachfrage nach Fürsorgeleistungen ist für das Frankreich des 17. und 18. Jahrhunderts mittlerweile ansatzweise erforscht. Angeblich fand dort durch die Generalspitäler seit dem letzten Drittel des 17. Jahrhunderts eine zunehmende «grosse Einschliessung» («grand enfermement») der Armen statt. Was als Arbeits- und Umerziehungsprogramm für gesellschaftliche Randgruppen gedacht war, geriet unter dem schwer abweisbaren Nachfragedruck der Lebenslaufarmen, also der Witwen und Waisen sowie der Invaliden, zu einer Ausweitung des Fürsorgeangebotes für diese traditionelle Klientel. Mit entsprechender Unterstützung durch die Gemeindepfarrer gelang es ihr, die Ressourcen der Generalspitäler weitgehend umzulenken, so dass schliesslich nur wenige Prostituierte oder Landstreicher dort eingesperrt waren.[63]

Diese Art der Umnutzung von Institutionen durch Nachfrage von unten ist kein Einzelfall. In Turin ist die tatsächliche Insassenschaft des Generalspitals ebenfalls weit von den Planungen entfernt. In London sorgten im 17. Jahrhundert die Armen durch gezielte «Bearbeitung» ihnen wohl gesinnter Armenpfleger dafür, dass die Poor-Law-Zahlungen an sie über dem eigentlich vorgesehenen Niveau lagen.[64] Ähnlich war es in Köln um 1800.[65] Englischen Bürgerkriegswitwen gelang es im 17. Jahrhundert sogar, eigentlich für die Männer vorgesehene Invalidenrenten durch nachhaltiges Petitionieren vom Parliament zu ergattern.[66] Wir müssen also davon ausgehen, dass erstens die frühneuzeitlichen Fürsorgeangebote von den Bedürftigen in ihrem eigenen Sinne abgerufen wurden, und dadurch zweitens öffentliche Mittel in Privathaushalte umgesteuert wurden, die eigentlich gar keine Gelder erhalten sollten. Entsprechende Einzelfälle aus dem Mittelalter und aus Lepraspitälern erstaunen vor diesem Hintergrund weniger.[67]

Schliesslich zeigen neuere Untersuchungen den Wechsel der Bedürftigen zwischen Inanspruchnahme von institutionellen Fürsorgeleistungen und Selbsthilfe. So ist etwa bei Halbwaisen in italienischen Städten die Überweisung in ein entsprechendes Spital, insbesondere bei grösseren Familien (mit mehr als drei Kindern) und nach dem Tod eines Elternteils üblich.[68] Nach einiger Zeit kehren sie jedoch in die Familien zurück. Die vorübergehende Inanspruchnahme von Fürsorgeleistungen war auch sonst ein gängiges Phänomen, denn sie entsprach den Brüchen im Lebenslauf und damit den Bedürfnissen. Eine systematische Auswertung von Aufnahmegesuchen in Spitäler fehlt allerdings.[69] Jedenfalls verweist der Wechsel zwischen Institutionen und Selbsthilfe gleichzeitig auf Verhandlungspotentiale der Familien gegenüber den Institutionen, deren teilweise unterstellte Disziplinierungschancen dadurch reduziert wurden.

Fürsorgeinstitutionen

Fürsorgeinstitutionen gelten als traditioneller Kern des Feldes. Deshalb ist die Zahl der Studien zu Spitälern in einzelnen Städten endlos. Der lokalgeschichtliche Ertrag ist unstreitig und teilweise erbringen diese Untersuchungen differenzierte Einblicke in die Innenwelt des Spitals.[70] In systematischer Hinsicht wäre es interessant, gezielt die Leistungen dieser Institutionen zu erforschen. Die Entstehung der medizinischen Leistungen rückt derzeit stärker in den Blick.[71] Zur Spitalernährung zeigt die einzige einschlägige deutsche Spezialstudie, welche Pflegeklassen bestanden und was gegessen wurde.[72] Selbst bei bettlägerigen Kranken in Hamburg waren die Leistungen nur subsidiär.[73] Beim englischen Poor Law entsprachen die tatsächlich vergebenen Beträge im 17. Jahrhundert höchstens einem Drittel des Minimalbedarfs des Bedürftigen, so dass ebenfalls nur Zusatzzahlungen zum Lebensunterhalt geboten wurden.[74] Disziplinierungseffekte – selbst der Arbeitshäuser – schätzt die Forschung vor diesem Hintergrund mittlerweile einhellig als gering ein.[75]

Neben den untersuchten Grossstädten wie Augsburg, Lyon oder Köln fehlt es weiterhin völlig an Regionalstudien, die uns über die regionale Verteilung von Fürsorgeangeboten informieren könnten.[76] Schon im Bereich der Kartierung der Spitalinfrastruktur ist nur sehr wenig geschehen – das gilt ähnlich für die Kartierung von Leprahäusern.[77] Aufgrund dieser Forschungslage bleibt weiterhin im Dunkeln, wie dünn oder dicht die Chancen gesät waren, Hilfen auf dem Land zu erhalten.[78] Ein wesentlicher Faktor für die Migration von Bedürftigen in die Städte bleibt damit ungeklärt.[79]

Noch schwerwiegender ist, dass Vergleichsstudien zum Fürsorgeangebot, das offene und geschlossene Formen einbezieht, fast völlig fehlen.[80] Positivistische Anhäufung von Wissen kontrastiert unvermittelt mit nicht entwickelten Kategorien des Vergleichs.[81] Die Schweiz wäre wegen ihrer Kleinräumigkeit und der konfessionellen Differenzierung für komparatistische Forschung ein ideales Terrain. Das gilt umso mehr, als sie aufgrund der linguistischen Gegebenheiten auch an recht unterschiedlichen armenpolitischen Diskursgemeinschaften und institutionellen Kulturen partizipiert.

Fürsorge zwischen Reformation, Konfession und Staatsbildung

Zum Abschluss dieser Tour d'Horizon möchte ich auf die «grossen Fragen» des Call for Papers zurückkommen.

1. Die mittelalterliche Fürsorge war keineswegs durchgehend ungezielt, sondern reagierte durch Spezialisierung, zum Beispiel nach der Pest in Florenz, auf neue

Anforderungen.[82] Dies zeigt sich dort insbesondere an einer Bevorzugung der Witwen und Waisen aus durch Seuchensterblichkeit zerrissenen Familien gegenüber den Working Poor. Es ist also ein historiographisch teilweise weitergetragener Mythos der Reformationszeit, dass die Fürsorge im Mittelalter durchgehend schlecht organisiert gewesen sei.

2. Die Reformimpulse für die Armenfürsorge entstammen auch nördlich der Alpen spätestens dem 15. Jahrhundert und werden durchgehend bereits vor der Reformation wirksam.[83] Ein Mehrstädtevergleich zu den Niederlanden hat zum Beispiel kürzlich belegt, dass die folgende Liste struktureller Änderungen bereits im ausgehenden Mittelalter umgesetzt war: Bettelregulierung, die Unterscheidung in arbeitsfähige versus arbeitsunfähige beziehungsweise berechtigte und unberechtigte Arme, die Durchsetzung ziviler statt kirchlicher Aufsicht über das Fürsorgewesen sowie oft bereits eine Zentralisierung unter Ratsaufsicht und schliesslich die Einschränkung der Leistungen auf die Ortsansässigen.[84] Neu ist in einer zweiten Reformwelle lediglich das Arbeitshaus, das allerdings erst am Ende des 16. Jahrhunderts disziplinierende Arbeitsangebote für die Arbeitsfähigen institutionalisieren sollte – und sich damit von der mittelalterlichen Tradition absetzte.

3. Die institutionellen Reformprozesse ähneln sich in den grundlegenden Entwicklungen über Länder- und Konfessionsgrenzen hinweg erheblich. Historiographisch ist dabei zu beachten, dass die Fixierung auf Hospitäler und obrigkeitlich organisierte Angebote zu einer Missachtung intermediärer Formen der Fürsorge geführt hat, wie sich etwa an Studien zu Turin, zu den Bruderschaften im katholischen Europa, zum Stiftungswesen oder zur Gemeindearmenfürsorge immer deutlicher zeigt.[85] Ansonsten prägten überall in Europa die mittelalterlichen kirchlichen Gemeindevorstellungen noch im 17. Jahrhundert die obrigkeitliche Fürsorgepraxis stark mit.[86] Der Wandel durch die Reformation sollte also nicht überschätzt werden.

4. Die Bedeutung der institutionellen, insbesondere durch die Konfession begründeten Unterschiede, also Fürsorgesysteme mit oder ohne Bruderschaften, mit oder ohne Gemeindefürsorge, mit Kommunalisierung oder dezentraler gemeindlicher Fürsorge ist noch unzureichend unter dem für mich einzig entscheidenden Gesichtspunkt ihres Outputs untersucht: Es kommt doch darauf an, wie hoch die materielle und symbolische Leistungsfähigkeit des Fürsorgesystems zur «Armutsbekämpfung» war. Geschätzte Fürsorgebudgets pro Stadtbewohner liegen aus einigen deutschen und englischen Städten für die frühe Neuzeit zwar vor.[87] Es gibt aber weiterhin erheblichen Mangel an Budgetanalysen.[88] Die Erforschung der Armenpolitik muss meines Erachtens viel häufiger durch entsprechende Finanzanalysen begleitet werden.

5. Hinsichtlich der Konfessionalisierung ist wohl die Frage interessanter: Wie nützt die Fürsorge den Konfessionen? Sie stärkt bekanntlich die Gruppenkohäsion

gegenüber der konfessionellen Konkurrenz. Das gilt besonders im Fall der Minderheitenkonfessionen.[89] Viel zu wenig wissen wir immer noch über die konfliktreiche Abwerbung von Fremdkonfessionellen mit Hilfe lukrativer Fürsorgeangebote, obwohl seit langem bekannt ist, dass alle Konfessionen in diesem Feld recht aktiv waren.[90]

6. Politikgeschichtlich ist die Frage «Wie nützt die Fürsorgeaktivität den Wohlhabenden und Herrschenden?» beantwortet: Sie eignet sich hervorragend zur lokalen Klientelbildung, sei es beim Adel auf dem Land oder bei den Patriziern in den Städten. Bei Veränderungen in der Zusammensetzung von Eliten bietet sie eine Bühne für Prestigedarstellung. Das barocke Spital bietet dafür besonders gute Möglichkeiten, aber das ist keine Erfindung dieser Epoche.[91] Ansonsten ist es banal, dass die Entwicklung der Fürsorge Ressourcen zur Ausbildung von Obrigkeit oder Staatlichkeit bereitstellt.

7. Auch ist ein Muster sichtbar, wie die Armutsbekämpfung den verschiedenen politischen Ebenen innerhalb einer sich ausbildenden Obrigkeit oder eines «Zentralstaates» nützt. Die Forschungslage, etwa zu London im 14. oder später im 17. Jahrhundert, zu Turin im 16.–18. Jahrhundert, Holland im 16./17. Jahrhundert oder zu Frankreich in der frühen Neuzeit ist recht eindeutig:[92] Immer streiten mehr oder minder starke lokale Führungsgruppen untereinander oder mit Eliten des entstehenden Zentralstaates um dieses Politik- und Einflussfeld. Es gelingt mal der lokalen, mal der zentralen Ebene, sich durchzusetzen und damit ihre Macht zu steigern – die übergeordneten Herrschaftsträger hatten nach der Mitte des 17. Jahrhunderts oft die besseren Karten, um eine Zentralisierung der Institutionen und gleichzeitig die Entmachtung der dezentralen Fürsorgeformen durchzusetzen. Aber auch im angeblich so absolutistischen Frankreich gelang es aktiven lokalen Eliten selbst in kleineren Städten, die Fürsorgeinstitutionen in ihrer Hand zu behalten und gegen die Interessen der Zentrale noch im 18. Jahrhundert als eigene Machtbasis weiter auszubauen.[93] Hickeys Vergleich mehrerer Städte und Regionen zeigt, dass dies keine Ausnahme war.

8. Eine bewahrenswerte Erkenntnis hat diese Forschungsrichtung allerdings gesichert: Armenpolitik entwickelt sich immer Stück für Stück und vor Ort, sie ist empirisch und gradualistisch. Nirgendwo folgte sie irgendwelchen Masterplänen von Sozialdisziplinierung oder Ähnlichem. Mit Gribaudi wäre deshalb die Beachtung von Diskontinuitäten heuristisch als viel interessanter zu beurteilen als Staatsbildungsgeschichte.[94] Auf diese Weise könnte man verschiedene Gegenwarten jeweiliger Fürsorgesysteme in ihrem sozialen Kontext verorten. Die dabei entschlüsselten Konfigurationen und Konfliktlagen zeigen, dass die Fürsorge für Personen unterschiedlichen Geschlechts und sozialer Lage sehr Unterschiedliches bedeuten konnte.

9. Dabei wären insbesondere Unterschiede zwischen den Geschlechtern weiterzu-

verfolgen. Frauen haben sich in diesem Feld Freiräume für Finanztransfers und öffentliche Aktivitäten geschaffen, die manchmal quer zu familiären Ansprüchen und sonstigen geschlechtsspezifischen Zuschreibungen lagen.[95] Beispiele bietet die Studie Hüchtkers zu Geschlechterverhältnissen und Armenpolitik in Berlin für die Zeit von 1770–1850. Sie zeigt nachdrücklich, wie Geschlechterbilder und Armenpolitik miteinander verknüpft sind. Sowohl bei der Ein- und Ausgrenzung bestimmter Gruppen von Frauen und Männern in die Fürsorgeberechtigung als auch bei der Partizipation von Frauen und Männern an der Fürsorgeaktivität werden die Geschlechter sehr unterschiedlich positioniert.[96] Armut und Fürsorge nutzten (und schadeten) offenbar den Geschlechtern ganz unterschiedlich. Methodisch könnte Hüchtkers Anregung weiterführen, Armenfürsorge anhand der besonderen Konflikte, die um sie geführt werden, zu untersuchen.[97]

Fazit

1. Eine sozialgeschichtlich inspirierte Auflösung des Gegenstandes Armut ist zu beobachten. Das Thema Armut taucht in Sozialgeschichten des Haushaltes, der Frauen usw. wieder auf.

Folgende drei Verschiebungen des Forschungsschwerpunktes sind bemerkenswert:

– von globalen Armutsursachen und Erscheinungsformen hin zur Untersuchung lebenslaufspezifisch variabler Armutslagen, die insbesondere Krankheit als Verarmungsursache stärker beachtet;
– von der Analyse der Armutslagen zu den Selbsthilfestrategien der Armen und Bedürftigen;
– von einer institutionellen Betrachtung der Fürsorge zur Frage nach dem Nutzen der Ressourcen Armut und Fürsorge für diejenigen, die sie ertragen, nutzen oder organisieren.

Insofern folgt die Armutsforschung fachimmanenten Ausdifferenzierungsprozessen und der stärkeren Beachtung von Praktiken gegenüber Strukturen.

2. Das wird gedoppelt durch einen insbesondere in der Geschlechtergeschichte starken dekonstruktivistischen Impetus. Tendenzen zu einer vagen Diskursgeschichte scheinen das aufzugreifen. Allerdings wird immer zu prüfen sein, was die sich mit dem Diskursbegriff schmückenden Studien tatsächlich von der alten Ideengeschichte unterscheidet.

3. Die allgemeine und zunehmende Zurückhaltung gegenüber den Grosserzählungen von Sozialdisziplinierung, Konfessionalisierung und Modernisierung ist auffallend. Keinesfalls sollte aber gleichzeitig das «Säurebad des Vergleichs» vergessen werden.

4. Dementsprechend scheint es mir sinnvoll, die vorhandenen Ansätze jeweils als Beiträge zu einer Geschichte des Aushandelns von Armut zu betrachten: Sowohl die Bedürftigen als auch die Bürger und selbst die Obrigkeiten und die Könige sind mit ihren Praktiken und Diskursen jeweils nur Teil einer Beziehung, an der andere partizipieren. Jeder hat – natürlich ganz unterschiedliche – Mittel und Möglichkeiten, um Armut zu ertragen oder zu nutzen, zu erklären oder zu diskursivieren. Die Ressourcen sind materieller, symbolischer (zum Beispiel sprachlicher) und politischer Art. Selbsthilfe ist die nächstliegende, Fürsorge eine nachrangige Strategie. Das Verhältnis beider ändert sich im Zeitablauf. Um die angestrebten Lösungen wird konfliktreich gerungen. Das beginnt mit den der Armut zugeschriebenen Bedeutungen (von geheiligt bis verflucht), die bereits das Feld der möglichen Handlungsoptionen und Hilfen vorstrukturieren: Mit säkular abgewerteten oder verrufenen Armen wird man anders als mit «Vertretern Christi» umgehen. Jede institutionelle Lösung beinhaltet Ausschliessungen und Einschliessungen, mit denen sich die Betroffenen wieder auseinander zu setzen haben. Das hat Rückwirkungen auf die Institutionen der Fürsorge. In einer solchen offenen Konzeptualisierung mag dann die zunehmende institutionelle und diskursive Verfestigung der Armutsbekämpfung vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart unstreitig als wichtige Entwicklung gelten. Sie bleibt aber offen für recht unterschiedliche Interventionen der historischen Subjekte. An Diskontinuitäten und Brüche sollten wir uns auch in der Geschichte von Armut und Bedürftigkeit gewöhnen.

Anmerkungen

1 Dieser Beitrag behält den Vortragsstil weitgehend bei.
2 Einführungen in das mittlerweile konstituierte Forschungsfeld bieten Robert Jütte, *Arme, Bettler, Beutelschneider. Eine Sozialgeschichte der Armut,* Weimar 2000 (Übersetzung der englischen Ausgabe von 1994) (für ganz Europa) und Wolfgang von Hippel, *Armut, Unterschichten, Randgruppen in der Frühen Neuzeit,* München 1995 (Römisches Reich). Im Folgenden wird vorwiegend auf neuere Literatur verwiesen, die noch nicht in diese Einführungen eingehen konnte.
3 Robert Jütte, *Abbild und soziale Wirklichkeit des Bettler- und Gaunertums zu Beginn der Neuzeit. Sozial-, mentalitäts- und sprachgeschichtliche Studien zum «Liber vagatorum» (1510),* Köln, Weimar 1988; Daniel Roch, *Les mots aussi sont de l'histoire: vocabulaire de la pauvreté et marginalisation (1450–1550),* Diss. phil. Paris IV, 1986.
4 Brigitte Schnegg, «Armut und Geschlecht», in: Anne-Lise Head, Brigitte Schnegg (Hg.), *Armut in der Schweiz (17.–20. Jh.) – La pauvreté en Suisse (17e–20e s.),* Zürich 1989, S. 9–17.
5 Sharon Farmer, «Down and Out and Female in Thirteenth-Century Paris», *American Historical Review* 102 (1998), S. 345–372.
6 Zahlenzusammenstellung bei Jütte (wie Anm. 2), S. 53; vgl. Zahlenkritik bei Dietlind Hüchtker, *«Elende Mütter» und «liederliche Weibspersonen». Geschlechterverhältnisse und Armenpolitik in Berlin (1770–1850),* Münster 1999, S. 70 ff.
7 Frank Rexroth, *Das Milieu der Nacht. Obrigkeiten und Randgruppen im spätmittelalterlichen London*, Göttingen 1999, S. 334.

8 Wolfgang Glüber, *Darstellung von Armut und bürgerlicher Armenfürsorge im Spätmittelalter und Frühneuzeit: Kunsthistorische Interpretation von Tafelbildern, Almosentafeln und Illustrationen,* Frankfurt 2000 (CD-ROM); zu Bildern in Druckschriften vgl. Lee P. Wandel, *Always Among Us: Images of the Poor in Zwingli's Zurich,* Cambridge 1990, S. 77 ff.

9 Martin Dinges, *Stadtarmut in Bordeaux (1525–1675) – Alltag, Politik, Mentalitäten,* Bonn 1988, S. 55.

10 Diese Dynamik der Armut betont auch die neuere empirische soziologische Forschung, vgl. Udo Neumann, *Struktur und Dynamik von Armut. Eine empirische Untersuchung für die Bundesrepublik Deutschland,* Freiburg 1999; Hans-Jürgen Andress, *Leben in Armut. Analysen der Verhaltensweisen armer Haushalte mit Umfragedaten,* Opladen 1999, S. 187 ff.

11 Annemarie Kinzelbach, *Gesundbleiben, Krankwerden, Armsein in der frühneuzeitlichen Gesellschaft. Gesunde und Kranke in den Reichsstädten Überlingen und Ulm, 1500–1700,* Stuttgart 1995.

12 Margaret Pelling, *The Common Lot. Sickness, Medical Occupations and the Urban Poor in Early Modern England,* London 1998, S. 76 (der Aufsatz ist von 1988). Versuch einer Gewichtung der Krankheit als Armutsursache bei Jütte (wie Anm. 2), S. 53. Krankheit ist die Hauptursache für Almosen in Langenzenn; vgl. Frank Präger, *Das Spital und die Armen. Almosenvergabe in der Stadt Langenzenn im 18. Jahrhundert,* Regensburg 1997, S. 153; Ausgaben für medizinische Hilfe waren mit 38% auch der höchste Ausgabenposten, S. 156; siehe auch Robert Jütte, «Health Care Provision and Poor Relief in Early Modern Hanseatic Towns. Hamburg, Bremen and Lübeck», in: Ole Peter Grell, Andrew Cunningham (Hg.), *Health Care and Poor Relief in Protestant Europe 1500–1700,* London 1997, S. 108–128, 114.

13 Hans-Uwe Lammel, Heinz-Peter Schmiedebach, «Das kranke Kind in Pommerschen Fürsorgeeinrichtungen (17.–19. Jahrhundert). Das Beispiel des Stralsunder Waisenhauses», in: Werner Buchholz (Hg.), *Kindheit und Jugend in der Neuzeit. 1500–1900,* Stuttgart 2000, S. 159–175; vgl. Markus Meumann, *Findelkinder, Waisenhäuser, Kindsmord. Unversorgte Kinder in der Frühneuzeitlichen Gesellschaft,* München 1995; Jürgen Helm, «‹Kein Bürger tractiret seine Kinder so›. Das kranke Kind in den Anstalten des Halleschen Waisenhauses», in: Josef N. Neumann, Udo Sträter (Hg.), *Das Kind in Pietismus und Aufklärung,* Halle 2000, S. 183–199, bes. S. 193 ff.; Christina Vanja, «Die Versorgung von Kindern und Jugendlichen in den hessischen Hohen Hospitälern der Frühen Neuzeit», in: Udo Sträter (Hg.), *Waisenhäuser vor und nach August Hermann Franckes Gründung 1698,* Halle 2000.

14 Gudrun Piller, «Krankheit schreiben. Körper und Sprache im Selbstzeugnis von Margarethe E. Milow-Hudtwalcker (1748–1794)», *Historische Anthropologie* 7 (1999), S. 213–235; vgl. auch die Einleitung von Kaspar von Greyerz, Hans Medick, Patrice Veit (Hg.), *Von der dargestellten Person zum erinnerten Ich. Europäische Selbstzeugnisse als historische Quelle (1500–1800),* Göttingen 2001, S. 3–31, bes. S. 16 ff.

15 Einzelbelege bei Ernst Schubert, *Arme Leute, Bettler und Gauner im Franken des 18. Jahrhunderts,* 2. Aufl., Neustadt an der Aisch 1990, S. 143 ff.; Claus Kappl, *Die Not der kleinen Leute. Der Alltag der Armen im 18. Jahrhundert im Spiegel der Bamberger Malefizakten,* Bamberg 1984, S. 343 ff.; Präger (wie Anm. 12), S. 111 f.

16 Valentin Groebner, *Ökonomie ohne Haus. Zum Wirtschaften armer Leute in Nürnberg am Ende des 15. Jahrhunderts,* Göttingen 1993, S. 158.

17 Vgl. Albert Schnyder-Burghartz, *Alltag und Lebensformen auf der Basler Landschaft um 1700,* Liestal 1992, S. 150.

18 Schnyder-Burghartz (wie Anm. 17), S. 151. Bei unterbäuerlichen Schichten herrschte neben dem Mischerwerb oft der Zwang zur Arbeitswanderung (Hollandgänger, Reislauf). Rainer Beck, *Unterfinning: Ländliche Welt vor Anbruch der Moderne,* München 1993, hat in seiner «naturalen Ökonomie» daneben auch für die Hofstelleninhaber gezeigt, wie diese durch Mischerwerb und die geschickte Partizipation an den entstehenden Märkten versuchten, zu überleben. Die Erfindung neuer, zumeist jahreszeitlich ausgeübter Formen des Nebenerwerbs dienten insbesondere der Bezahlung der steigenden Abgaben- und Steuerlasten.

19 Groebner (wie Anm. 16), S. 123 ff., 207, 212, 242; vgl. zu den «Taktiken» Armer: Martin

Dinges, «Materielle Kultur und Alltag. Die Unterschichten in Bordeaux im 16./17. Jahrhundert», *Francia* 15 (1987), S. 257–279.

20 Vgl. Martin Dinges, «Self-Help and Reciprocity in Parish Assistance», in: Peregrine Horden, Richard Smith (Hg.), *The Locus of Care: Communities, Caring and Institutions in History,* London 1997, S. 111–125; jetzt auch Jütte (wie Anm. 2), S. 106 ff. Der Extremfall von Selbsthilfewilligkeit sind die Armenhausinsassen, die sich (unerlaubt) Geld für ihre Begräbniskosten erbetteln, damit ihre Leiche nicht an die Anatomie für Sektionen vergeben wird; siehe dazu Karin Stukenbrock, *«Der zerstückte Cörper». Zur Sozialgeschichte der anatomischen Sektionen in der frühen Neuzeit (1650–1800),* Stuttgart 2001, S. 53 ff.

21 Für einen unsolidarischen Ehemann konnte im Krankheitsfall der Gattin zum Beispiel ihr Bruder einspringen.

22 Davon ist der neuere Begriffsgebrauch von «Sozialkapital» zu unterscheiden, der eine gesamtgesellschaftliche Kapitalsorte bezeichnet; vgl. Wissenschaftliche Arbeitsgruppe für weltkirchliche Aufgaben der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), *Das soziale Kapital. Ein Baustein im Kampf gegen Armut von Gesellschaften,* Bonn 2000.

23 Farmer (wie Anm. 5), S. 368 f.

24 Simone Stannek, «Armut und Überlebensstrategien von Frauen im sächsischen Zunfthandwerk des 16.–18. Jahrhunderts», in: Katharina Simon-Muscheid (Hg.), *«Was nützt die Schusterin dem Schmied?» Frauen und Handwerk vor der Industrialisierung,* Frankfurt a. M. 1998, S. 99 bis 109. Auf bestimmte Berufsgruppen bezogen, die Handwerkerfrauen in Sachsen, hat Simone Stannek das Bündel von Optionen dargestellt, mit dem diese unter dem Genderbegriff gefasste Gruppe ihr Überleben sichern wollte: 1. Versorgung durch Heirat; 2. Erwerbstätigkeit zur eigenen Versorgung oder für einen Beitrag zum Lebensunterhalt der Haushaltsgemeinschaft; 3. Kampf um ihnen zustehende, jedoch verweigerte materielle Leistungen oder Versorgungsleistungen; 4. Einfordern von Unterstützung im Rahmen des entstehenden frühneuzeitlichen Systems sozialer Sicherung. Das ist ein – relativ beliebig herausgegriffenes – Beispiel, das einerseits sicher auf andere Berufsgruppen verallgemeinerbare Strategien aufzeigt, andererseits mit Punkt 3 frauenspezifische Verarmungsursachen, nämlich die Zurechnung der ausserehelichen Schwangerschaft benennt. «Versorgung durch Heirat» war erstens nur teilweise erfolgreich, zweitens müsste man genauer herausarbeiten, in wie hohem Masse das – jenseits der Frage des Zugangs zum formellen Arbeitsmarkt – auch eine existentielle Strategie von Männern – nicht nur Gesellen – war. Wer wen in welchen Lebensphasen wie «versorgt», ist nicht immer so klar ausgemacht, wie es der Versorgungsbegriff – des 19. Jahrhunderts – nahe legt.

25 Jürgen Schlumbohm, «‹Weder Neigung noch Affektion zu meiner Frau› und doch ‹zehn Kinder mit ihre gezeugt›. Zur Autobiographie eines Nürnberger Schneiders aus dem 18. Jahrhundert», in: Axel Lubinski, Thomas Rudert, Martina Schattkowsky (Hg.), *Historie und Eigen-Sinn. Festschrift für Jan Peters zum 65. Geburtstag,* Weimar 1997, S. 485–499, hier S. 488.

26 Helmut Bräuer, *«… und hat seithero gebetlet». Bettler und Bettelwesen in Wien und Niederösterreich zur Zeit Kaiser Leopolds I.,* Wien, Köln u. a. 1996, S. 99, 108 ff.; John Henderson, Richard Wall, «Introduction», in: Dies. (Hg.), *Poor Women and Children in the European Past,* London, New York 1994, S. 1–28, hier S. 13.

27 Gabriela Signori, *Vorsorgen – Vererben – Erinnern. Kinder- und familienlose Erblasser in der städtischen Gesellschaft des Spätmittelalters,* Göttingen 2001, S. 362.

28 Das gilt bei einer angenommenen Bevölkerung unter 200 000 Einwohnern; siehe Farmer (wie Anm. 5), S. 360.

29 Henderson/Wall (wie Anm. 26), S. 16 ff.

30 Thomas Sokoll, *Household and Family among the Poor. The Case of Two Essex Communities in the Late Eighteenth and Early Nineteenth Centuries,* Bochum 1993, S. 180 f., 258 f.: von 700 in armen Haushalten lebenden Personen nur ein einziger Fall.

31 Frank Hatje, *Leben und Sterben im Zeitalter der Pest. Basel im 15. bis 17. Jahrhundert,* Basel, Frankfurt a. M. 1992, S. 94 ff., 104 f.

32 Giovanni Levi, *Das immaterielle Erbe. Eine bäuerliche Welt an der Schwelle zur Moderne,* Berlin 1986, S. 80 ff.; Schnyder-Burghartz (wie Anm. 17), David W. Sabean, *Property,*

Production, and Family in Neckarhausen, 1700–1870, Cambridge 1990, S. 202, 371 ff., 394, 413.

33 Maria Moisà, Judith M. Bennett, «Debate Conviviality and Charity in Medieval and Early Modern England», *Past and Present* 154 (1997), S. 223–242.

34 Dyer, zitiert nach Benett (wie Anm. 33), S. 236.

35 Laurence Fontaine, Jürgen Schlumbohm, «Household Strategies for Survival: An Introduction», *International Review of Social History* 45 (2000), S. 1–17, hier S. 5; vgl. das anschauliche Beispiel bei Robert Jütte, «Household and Family Life in Late Sixteenth Century Cologne: The Weinsberg Family», *The Sixteenth Century Journal* 17 (1986), S. 165–181, hier S. 169.

36 Siehe den Band von Henderson/Wall (wie Anm. 26), Joel F. Harrington, «‹Singing for his supper›: The Reinvention of Juvenile Streetsinging in Early Modern Nuremberg», *Social History* 22 (1997), S. 27–45, vgl. auch Pelling (wie Anm. 12), Kapitel 5.

37 Schlumbohm/Fontaine (wie Anm. 35), S. 9; Jütte (wie Anm. 2), S. 52.

38 Bräuer (wie Anm. 26), S. 137 ff.; empirisch sehr dicht ist auch Ingeborg Titz-Matuszak, «Mobilität der Armut. Das Almosenwesen im 17. und 18. Jahrhundert im südniedersächsischen Raum», *Plesse-Archiv* 24 (1988), S. 9–338.

39 Hüchtker (wie Anm. 6), 26 ff., 49 ff., 81 ff.

40 Vgl. auch Präger (wie Anm. 12), S. 32–138.

41 Bräuer (wie Anm. 26), S. 98 f.

42 Margaret Pelling, Richard M. Smith (Hg.), *Life, Death, and the Elderly. Historical Perspectives,* London 1991.

43 Norbert Schindler, «Die Entstehung der Unbarmherzigkeit. Zur Kultur und Lebensweise der Salzburger Bettler am Ende des 17. Jahrhunderts», in: Ders., *Widerspenstige Leute. Studien zur Volkskultur in der frühen Neuzeit,* Frankfurt a. M. 1992, S. 258–314, hier S. 288 ff.

44 Vgl. die Milieuanalyse für Moskau bei Christoph Schmidt, *Sozialkontrolle in Moskau. Justiz, Kriminalität und Leibeigenschaft 1649–1785,* Stuttgart 1996, S. 228 f., 265 f.

45 Vgl. zum Beispiel Rabanal César Rodriguez, *Überleben im Slum. Psychosoziale Probleme peruanischer Elendsviertel,* Frankfurt a. M. 1990; Selbstaussagen zum Beispiel auch in Thomas Karsch, Carlos Plastino, Hermann Sautter, *Interdependente Armutsbekämpfung. Das Beispiel Brasilien,* Hamburg 1992, S. 65 f.

46 *Bettina von Arnims Armenbuch,* Werner von Vordtriede, Frankfurt a. M. 1969, enthält im Anhang Grunholzers Notizen.

47 Siehe neben Schlumbohm (wie Anm. 25) Otto Ulbricht, «Die Welt eines Bettlers um 1775. Johann Gottfried Kästner», *Historische Anthropologie* 2 (1994), S. 371–398.

48 Knut Schulz, *Handwerksgesellen und Lohnarbeiter. Untersuchungen zur oberrheinischen und oberdeutschen Stadtgeschichte des 14. bis 17. Jahrhunderts,* Sigmaringen 1985, S. 196–208; vgl. Kinzelbach (wie Anm. 11), S. 336 f.

49 Simone Stannek, «Armut und Überlebensstrategien von Frauen im sächsischen Zunfthandwerk des 16.–18. Jahrhunderts», in: Katharina Simon-Muscheid (Hg.), *«Was nutzt die Schusterin dem Schmied?». Frauen und Handwerk vor der Industrialisierung,* Frankfurt a. M. 1998, S. 99–109, hier S. 108. Ein derzeit in Sachsen laufendes Projekt untersucht die Armut im frühneuzeitlichen Handwerk. Das wird in dieser handwerksfleissigen Gegend hoffentlich regional vergleichende und kompakte Informationen zur frühen Neuzeit erbringen; vgl. Kathrin Keller, «Armut und Tod im alten Handwerk. Formen sozialer Sicherung im sächsischen Zunftwesen des 17. und 18. Jahrhunderts», in: Peter Johanek (Hg.), *Städtisches Gesundheits- und Fürsorgewesen vor 1800,* Köln 2000, S. 199–223.

50 Zu Reaktionen auf den Abgabedruck vgl. Anm. 18; zum – durchaus veränderlichen – Kleidungsverhalten auf dem Land vgl. Hans Medick, *Weben und Überleben in Laichingen 1650–1900. Lokalgeschichte als Allgemeine Geschichte,* Göttingen 1996, Kapitel 5.

51 Die Bruderschaften waren zwar selbstverwaltet, trotzdem ist die Grenze zur Obrigkeit durch Personalunion von Bruderschaftsvorständen und regierenden Eliten fliessend. Vgl. verschiedene Beiträge zu diesen Ländern in Ole Peter Grell, Andrew Cunningham, Jon Arrizabalaga (Hg.), *Health Care and Poor-Relief in Counter-Reformation Europe,* London 1999; zu Portugal

siehe auch Laurinda Abreu, *Memórias da Alma e do corpo: A Misericórdia de Setúbal na Modernidade,* Viseu 1999, S. 262 ff.; Maureen Flynn, *Sacred Charity. Confraternities and Social Welfare in Spain, 1400–1700,* Houndmills 1989. Zum Versuch, durch eine obrigkeitlich gegründete Armenbruderschaft die Münsteraner Stadtarmut in den Griff zu bekommen, siehe Thomas Küster, *Alte Armut und neues Bürgertum. Öffentliche und private Fürsorge von der Ära Fürstenberg bis zum Ersten Weltkrieg (1756–1914),* Münster 1995, S. 44 ff.

52 John Henderson, *Piety and Charity in Late Medieval Florence,* Oxford 1994, Kapitel 8; Ders., «Women, Children and Poverty in Florence at the Time of the Black Death», in: Henderson/Wall (wie Anm. 26), S. 160–179, hier S. 177.

53 Keller (wie Anm. 49), S. 222.

54 Ralf Lusiardi, *Stiftung und städtische Gesellschaft. Religiöse und soziale Aspekte des Stiftungsverhaltens im spätmittelalterlichen Stralsund,* Berlin 2000.

55 Wenig analytisch ist leider Hermann Queckenstedt, *Die Armen und die Toten. Sozialfürsorge und Totengedenken im spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Osnabrück,* Osnabrück 1997, zum Beispiel S. 121 ff. Bei der Liste der Mehrfachbegünstigten einer Kleiderspende, die sich im Lauf der Jahre an unterschiedliche Ratsherren gewandt hatten, hätte man sich zumindest die Frage stellen können, welche Gründe dieses Verhalten hatte: Zufall, Nutzung unterschiedlicher Ansprechpartner zur Erhöhung der Chancen, Nutzung der Kleiderspende als Mittel der Einflusssicherung und Klientelstabilisierung durch die vermittelnden Ratsherren. Die unregelmässigen Zeitspannen könnten auf die lediglich vorübergehende Bedürftigkeit verweisen.

56 Samuel K. Cohn jr., *The Cult of Remembrance and the Black Death. Six Renaissance Cities in Central Italy,* Baltimore 1992, S. 17 ff., 282.

57 Brigitte Klosterberg, *Zur Ehre Gottes und zum Wohl der Familie. Kölner Testamente von Laien und Klerikern im Spätmittelalter,* Köln 1995, S. 99, 160 ff., 164.

58 Ralf Klötzer, *Kleiden, Speisen, Beherbergen. Armenfürsorge und soziale Stiftungen in Münster im 16. Jahrhundert (1535–1588),* Münster 1997; siehe auch Franz-Josef Jakobi, Hannes Lambacher et al. (Hg.), *Stiftungen und Armenfürsorge in Münster vor 1800,* Münster 1996. Vgl. die teilweise abweichenden Ergebnisse bei R. Po-chia Hsia, «Civic Wills as Sources for the Study of Piety in Muenster, 1530–1618», *The Sixteenth Century Journal* 14 (1983), S. 321–348, hier S. 335 ff.

59 Dinges (wie Anm. 9), S. 510 ff.

60 Friedrich Arnold Lassota, *Formen der Armut im späten Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit. Untersuchungen vornehmlich an Kölner Quellen des 14. bis 17. Jahrhunderts,* Diss. phil. Freiburg i. Br. 1984, ist mangels Bildung von Samples leider ganz unergiebig.

61 Martin Dinges, «Health Care and Poor Relief in Regional Southern France in the Counter Reformation», in: Grell/Cunningham/Arrizabalaga (wie Anm. 51), S. 240–279. Vgl. zu Münster Küster (wie Anm. 51), S. 23 ff.

62 Queckenstedt (wie Anm. 55), 268.

63 Siehe Dinges (wie Anm. 61) mit weiterer Literatur.

64 Henderson/Wall (wie Anm. 26), S. 18.

65 Norbert Finzsch, *Obrigkeit und Unterschichten. Zur Geschichte der rheinischen Unterschichten gegen Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts,* Stuttgart 1990. Das setzt solidarische Kommunikation unter den Armen darüber voraus, bei wem man am besten ankommt. Diese Praxis deckt sich mit dem Antragsverhalten bei Justiznutzungen, vgl. Martin Dinges, «Justiznutzungen als soziale Kontrolle in der Frühen Neuzeit», in: Andreas Blauert, Gerd Schwerhoff (Hg.), *Kriminalitätsgeschichte. Beiträge zur Sozial- und Kulturgeschichte der Vormoderne,* Konstanz 2000, S. 503–544.

66 Geoffrey L. Hudson, «Negotiating for Blood Money: War Widows and the Courts in Seventeenth Century England», in: Jennifer Kermode, Walker Garthine (Hg.), *Women Crime and the Courts in Early Modern England,* Chapel Hill 1994, S. 146–169, bes. S. 157 ff.

67 Kay-Peter Jankrift, Jost Heerde, «Das Schicksal eines Lepraverdächtigen in Münster», *Die Klapper* 6 (1998), S. 3–5; Aufnahmeanträge von nicht leprösen Kranken in Lepraspitäler bei Kinzelbach (wie Anm. 11), S. 360, 399.

68 Eugenio Sonino, «Between the Home and the Hospice. The Plight and Fate of Girl Orphans in Seventeenth- and Eighteenth-Century Rome», in: Henderson/Wall (wie Anm. 26), S. 94–116; siehe auch Meumann (wie Anm. 13), S. 342 f.
69 Vgl. die interessanten Einzelfälle bei Frank Hatje, *Das Gast- und Krankenhaus in Hamburg 1248–1998,* Hamburg o. J. [1998], S. 122 f.
70 Siehe zum Beispiel zu Ravensburg Andreas Schmauder (Hg.), *Macht der Barmherzigkeit – Lebenswelt Spital,* Konstanz 2000 (Begleitband zur Ausstellung); Hatje (wie Anm. 69).
71 Hatje (wie Anm. 69), S. 121; Hammond in diesem Band.
72 Barbara Krug-Richter, *Zwischen Fasten und Festmahl. Hospitalverpflegung in Münster 1540 bis 1650,* Stuttgart 1994; Einzelhinweise zum Beispiel bei Hatje (wie Anm. 69), S. 150 ff.
73 Hatje (wie Anm. 69), S. 110.
74 Henderson/Wall (wie Anm. 26), S. 18.
75 Finzsch (wie Anm. 65), S. 152–155; Bernhard Stier, *Fürsorge und Disziplinierung im Zeitalter des Absolutismus. Das Pforzheimer Zucht- und Waisenhaus und die badische Sozialpolitik im 18. Jahrhundert,* Sigmaringen 1988, S. 215; Kinzelbach (wie Anm. 11), S. 398 f.; Wolfgang Wüst, «Die gezüchtigte Armut. Sozialer Disziplinierungsanspruch in den Arbeits- und Armenanstalten der ‹vorderen› Reichskreise», *Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben* 89 (1996), S. 95–124, hier S. 121 f.
76 Robert Jütte, *Obrigkeitliche Armenfürsorge in deutschen Reichsstädten der Frühen Neuzeit. Städtisches Armenwesen in Frankfurt am Main und Köln,* Köln 1984; Bernd Roeck, *Eine Stadt in Krieg und Frieden. Studien zur Geschichte der Reichsstadt Augsburg zwischen Kalenderstreit und Parität,* Göttingen 1989.
77 Hans Otto Brans, *Hospitäler, Siechen- und Krankenhäuser im früheren Regierungsbezirk Aachen von den Anfängen bis 1971. Hospitäler und Siechenhäuser bis zum Ende des 18. Jahrhunderts,* Herzogenrath 1995, S. 289, 323 ff.
78 Ausnahme sind die systematischen Angaben bei Brans (wie Anm. 77).
79 Zur Nutzung städtischer Spezialhospitäler durch Landbewohner vgl. Kinzelbach (wie Anm. 11), S. 338 f., 352, 361; Adelige Wohltätigkeit als Alternativressource für die Landbewohner ist in Einzelhinweisen dokumentiert; vgl. zum Beispiel Beate Spiegel, *Adliger Alltag auf dem Land. Eine Hofmarksherrin, ihre Familie und ihre Untertanen in Tutzing um 1740,* Münster 1997, S. 480 f.
80 Die Ausnahme ist Kinzelbach (wie Anm. 11), bes. S. 300–390, unter dem (zentralen) Gesichtspunkt der Armenversorgung im Krankheitsfall; vgl. den Versuch, einen Fürsorgehaushalt für Bordeaux zu schätzen, bei Dinges (wie Anm. 9), S. 473.
81 Zu Möglichkeiten eines derartigen Vergleichs siehe den Versuch von Martin Dinges, «Süd-Nord-Gefälle in der Pestbekämpfung. Italien, Deutschland und England im Vergleich», in: Wolfgang U. Eckart, Robert Jütte (Hg.), *Das europäische Gesundheitssystem. Gemeinsamkeiten und Unterschiede in historischer Perspektive,* Stuttgart 1994, S. 19–51, sowie die Kritik von Kinzelbach (wie Anm. 11), S. 237 ff.
82 Henderson (wie Anm. 52) in Henderson/Wall (wie Anm. 26), S. 176 f.
83 Vgl. zuletzt Rexroth (wie Anm. 7), S. 338 f.
84 Charles H. Parker, *The Reformation of Community: Social Welfare and Calvinist Charity in Holland, 1572–1620,* Cambridge 1998; siehe auch Timothy Fehler, *Poor Relief and Protestantism. The Evolution of Social Welfare in Sixteenth-Century Emden,* Aldershot 1999, S. 70, 94, 107.
85 Sandra Cavallo, *Charity and Power in Early Modern Italy. Benefactors and Their Motives in Turin, 1541–1789,* Cambridge 1995, S. 253; vgl. Anm. 51.
86 Parker (wie Anm. 84).
87 Jütte (wie Anm. 2), S. 188.
88 Zu den (Klein- und Mittel-)Stadtbudgets siehe jetzt aber Andreas Bingener, Gerhard Fouquet, Bernd Fuhrmann, «Almosen und Sozialleistungen im Haushalt deutscher Städte des späten Mittelalters und der Frühen Neuzeit», in: Peter Johanek (Hg.), *Städtisches Gesundheits- und Fürsorgewesen vor 1800,* Köln 2000, S. 41–62.
89 So nützen Fürsorgeaktivitäten zum Beispiel auch bei der Personalvermittlung, siehe Martin

Dinges, «Huguenot Poor Relief and Health Care in the Sixteenth and Seventeenth Century», in: Raymond Mentzer, Andrew Spicer (Hg.), *Society and Culture in the Huguenot World, 1559–1685,* Cambridge 2001, S. 157–174, hier S. 168.

90 Cavallo (wie Anm. 85), Dinges (wie Anm. 89), S. 157 f., 168; Dinges (wie Anm. 9), S. 467; vgl. auch Fehler (wie Anm. 84), S. 225 ff. Zur jüdischen Armenfürsorge in der frühen Neuzeit siehe zuletzt Andreas Reinke, *Judentum und Wohlfahrtspflege in Deutschland. Das jüdische Krankenhaus in Breslau 1726–1944,* Hannover 1999, mit weiterer Literatur, bes. S. 11 ff.

91 Cavallo (wie Anm. 85), 99 ff.

92 Ebd., zum Beispiel S. 44; Rexroth (wie Anm. 7); Paul Slack, *Poverty and Policy in Tudor and Stuart England,* London 1986; Stephen Macfarlane, «Social Policy and the Poor in the Later Seventeenth Century», in: A. L. Baier, R. Finlay (Hg.), *The Making of the Metropolis. London 1500–1700,* London 1986, S. 252–277; Parker (wie Anm. 84).

93 Daniel Hickey, *Local Hospitals in Ancient Regime France: Rationalization, Resistance, Renewal 1530–1789,* Montreal 1997.

94 Maurizio Gribaudi, «Des micro-mécanismes aux configurations globales: Causalité et temporalité historiques dans les formes d'évolution et de l'administration française au XIXe siècle», in: Jürgen Schlumbohm (Hg.), *Mikrogeschichte – Makrogeschichte: komplementär oder inkommensurabel?,* Göttingen 1998, S. 83–128, hier S. 89.

95 Cavallo (wie Anm. 85), S. 167 ff., 175 ff.

96 Hüchtker (wie Anm. 6), S. 103 ff.

97 Das war auch schon der Ansatz von Cavallo (wie Anm. 85).